

**Zeitschrift:** Schweizerische Zeitschrift für Geschichte = Revue suisse d'histoire = Rivista storica svizzera  
**Herausgeber:** Schweizerische Gesellschaft für Geschichte  
**Band:** 8 (1958)  
**Heft:** 4

**Artikel:** Zur Problemgeschichte des XVI. Jahrhunderts  
**Autor:** Kaegi, Werner  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-79443>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 17.04.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

## ZUR PROBLEMGESCHICHTE DES XVI. JAHRHUNDERTS

Von WERNER KAEGI

*In memoriam Lucien Febvre*

Das vorige Jahrhundert hat die Wissenschaft von den Quellen entwickelt. Das unsrige, in dem das historische Bedürfnis, im ganzen genommen, trotz allem gegenteiligen Anschein wohl eine geringere Rolle spielt als im vorigen, hat eine neue Disziplin geschaffen: diejenige von den historischen Problemen. Nicht nur eine reiche Literatur zur Geschichte der Historiographie ist herangewachsen und gehört zu unserm täglichen Handwerkszeug, sondern Lehraufträge und Lehrstühle sind in verschiedenen Ländern errichtet worden, deren Inhaber die Geschichte der historischen Forschung und ihrer Probleme zum Inhalt ihrer Lebensarbeit machen. Der Fernstehende mag den Kopf schütteln; die Wissenschaft selbst hat dieses Bedürfnis als unabweisbar empfunden; ihre Forschungen haben sich so gewaltig verzweigt, neue Landschaften des Wissens sind entdeckt worden, das Gehölz der Spezialisierungen ist immer dichter gewachsen; so hat sich die Gesamtheit der historischen Disziplinen veranlaßt gesehen, an geeigneten Stellen Beobachtungsposten zu errichten und um Berichte zu bitten. Die Kongresse stellen einen Gedankenaustausch zu ebener Erde dar, von Zeit zu Zeit. Die genannten Lehrstühle sind Beobachtungsposten auf hochgelegenen Bäumen, Mastkörbe auf dem fahrenden Schiff unsrer Wissenschaft. Aber alles hängt ab von der Qualität des Beobachters. Nicht die Organisation und der Lehrstuhl ist das Entscheidende, sondern die Persönlichkeit. «Nicht nur auf die Brille, auch auf das Auge kommt es an.» Am besten geht es der Wissenschaft, wenn der Beobachter der Problemgeschichte zugleich ein Meister in verschiedenen Disziplinen der Darstellung und der Forschung ist. Die Literaturberichte Walther Köhlers in der Historischen Zeitschrift haben eine schmerzliche Lücke gelassen, als sie verstummt. Und eine der besten Einführungen in die Geschichte der Renaissanceforschung war aus der Feder Huizingas geflossen. Sein «Problem der Renaissance» stammte von 1920; aber es ist noch in den dreißiger und vierziger Jahren ins Deutsche, ins Französische und ins Ungarische übersetzt und mehrfach neu gedruckt worden. So dringlich war das Bedürfnis nach Orientierung.

Einer der scharfsichtigsten Späher und Warner auf dem Gebiet der Geistesgeschichte des 16. Jahrhunderts hat uns vor kurzem verlassen. LUCIEN FEBVRE (1878—1956) war kein Meister des klassischen epischen Stiles im Rankeschen Sinn. Aber er war ein genialer Leiter des wissenschaft-

lichen Gesprächs. Auch wenn er als Historiker erzählte und darstellte, tat er es gleichsam plaudernd. Der Monolog des Gelehrten war ihm fremd. Eine Ästhetik der historischen Stile hätte die Möglichkeit Lucien Febvre, insbesondere in deutschsprachigen Landen, kaum vorgesehen. Aber nun ist diese unwahrscheinliche Möglichkeit durch sein Lebenswerk Realität geworden. Sein Rabelais, sein Luther, seine Marguerite de Navarre gehören zu den geistvollsten historischen Monographien unsres Jahrhunderts. Und doch ist es bezeichnend, daß die Bücher, die man von ihm besitzt und liest, nicht sehr zahlreich sind. Sein fast achtzigjähriges Leben war besonders gegen das Ende hin ein immer helleres Sprühen von Anregungen und Begegnungen. Lange Jahre seines Lebens hat er der Zusammenarbeit einer zahlreichen Elite in der «Encyclopédie française» gewidmet. Zuletzt hatte er die Leitung der *Cahiers d'Histoire mondiale* übernommen, die er im Auftrag der *Commission internationale pour une histoire du développement scientifique et culturel de l'humanité* herausgab. Der Plan zur Schaffung einer Weltgeschichte im Auftrag der Unesco war eine Zeitlang ein «Plan Lucien Febvre» gewesen. Der Titel, den er ihr hätte geben wollen, lautete «Histoire de l'homme». Von Zeit zu Zeit begegnete man dem in Gedanken verlorenen Kopf des Hochbetagten in den illustrierten Zeitungen, wenn sie von internationalen Kongressen berichteten. Dann erlosch sein Leben plötzlich auf einem abgelegenen Gut in der Nähe der Schweizergrenze, in der Franche-Comté, deren Geschichte er geschrieben hatte und die er in seinem Wesen verkörperte. Wenn man ihn zum ersten Mal sah, konnte man zunächst den Eindruck haben, man stehe einem kleinen burgundischen Weinbauern gegenüber, dessen freundlich verhaltenes Gesicht die Geheimnisse der Jahrhunderte verbarg.

Als Franc-Comtois von Geburt oder Wahl ist man dagegen gefeit, das sechzehnte Jahrhundert zu einfach zu sehen. Die simplistischen Kontraste von mittelalterlich und modern, von neugläubig und altgläubig, von französisch und deutsch, von geistlich und weltlich — sie verloren alle ihren Sinn in der Franche-Comté. Man hatte in dieser Landschaft von Doubs und Saône zu viel spanische Tradition, um in der französischen Geistesgeschichte seine einzige Orientierung zu finden; man war zu nah an Genf, um die katholische Tradition als gesicherte und geschlossene Einheit zu sehen, und man wußte zu viel von Deutschland, besonders wenn man, wie Lucien Febvre, in Nancy geboren war und einen entscheidenden Abschnitt seines Lebens in Straßburg verbracht hatte, um nicht die lutherische Welt als gewaltige Wirklichkeit zur Kenntnis zu nehmen. Man befand sich auf jenem Standort, den der Titel des Bandes andeutet, der den Anlaß für diese Zeilen bildet: *Au cœur religieux du XVI<sup>e</sup> siècle*<sup>1</sup>.

Lucien Febvre hatte noch selbst als Fünfundsiebzigjähriger eine reiche Sammlung seiner Aufsätze herausgegeben: *Combats pour l'histoire*. Hier

<sup>1</sup> LUCIEN FEBVRE, *Au cœur religieux du XVI<sup>e</sup> siècle*. (Bibliothèque générale de l'école pratique des hautes études), Sevpen, Paris 1957, 350 p.

lernte man ihn in der Fülle seiner wissenschaftlichen Perspektiven kennen, in der pantagruelischen Universalität seines Schaffens und Wissens: Linguistik und Psychologie, Philosophie, Kunstgeschichte und Wissenschaftsgeschichte haben im Sammelband von 1953 besondere Abschnitte bekommen; einige der kräftigsten Persönlichkeiten der französischen Forschung waren dort im Miniatur-Porträt vereinigt: Henri Berr, Albert Mathiez, Camille Jullian, Marc Bloch und viele andere, die Febvre umgeben haben. Eine ausgewählte Bibliographie und eine Notice biographique ergänzten jenen Band. In der vorliegenden neuen Sammlung von 1957, die er selbst noch entworfen und gestaltet hat und die erst nach seinem Tod mit einem kurzen Vorwort von Fernand Braudel erschienen ist, sieht man Febvre im inneren Bereich seines persönlichsten Anliegens: versunken in die Geistes- und Religionsgeschichte des sechzehnten Jahrhunderts, dem seine Hauptwerke angehören. Man sieht ihn über das Ganze seiner Probleme meditieren und an gut gewählten Exempeln methodische Fragen beantworten, die in den Hauptwerken nur gestreift wurden. Man erkennt den Wurzelboden, aus dem die Bücher über Rabelais, über Luther, über Marguerite de Navarre gewachsen sind. «Une question mal posée», damit hebt die Reihe an: «Les origines de la réforme française et le problème des causes de la réforme.» Es ist ein Aufsatz von 1929, der mit kräftigen Griffen in das Gefüge der nationalen und konfessionellen Gerüste, die das natürliche Feld historischer Zusammenhänge so lange verstellt und verunstaltet haben, freie Bahn schafft für echtere Durchblicke. Die fatalen Einzäunungen, mit denen man auf dem offenen Feld historischen Lebens nachträglich anachronistische Gehege für nationale und konfessionelle Schafzucht errichtet hat, werden da mit überlegener Kompetenz beiseite geräumt, so daß manches schiefgewachsene Urteil seine Krücke verliert und zu Boden fällt und manche kräftige Wahrheit Bewegungsfreiheit gewinnt und munter über die alten Zäune springt. «Une question mal posée»: das ist die Geschichte der Reformation in Frankreich, wenn man sie im bloßen nationalen Rahmen betrachtet, Independenzen und Prioritäten postuliert, wo die Ideen sich ständig im gemeineuropäischen, spätmittelalterlichen Gesamtdasein bewegen. Man konstruierte die Vorgeschichte vom hartgewordenen Ergebnis her, wie es sich um 1560 gestaltet hat, statt sie in jenem freien und flüssigen Milieu der Zeit um 1500 zu sehen, wo die Ursprünge von lutherischer und katholischer Reform noch nahe beisammen liegen.

Wenn man in den Hauptwerken Febvres immer wieder den Eindruck hat, daß er mit seinen verblüffenden Querfragen den Nagel auf den Kopf treffe, so bemerkt man in diesen Nebenwerken und Aufsätzen der Frühzeit, daß es nicht bloßer intuitiver Mutterwitz war, der ihn zu seinen glänzenden Thesen geführt hat, sondern eine mühsam und lückenlos erarbeitete Klarheit über den Gang der historischen Fragestellungen seit dem 16. Jahrhundert selbst. Dabei gibt es einige paradoxe Figuren, die Febvre immer wieder angezogen und orientiert haben. Lefèvre d'Étaples und Étienne Dolet ge-

hören zu ihnen. Dem Bischof Briçonnet von Meaux hat er während des Krieges von 1939—1945 eine seiner überraschungsreichsten Studien gewidmet. Das gute Licht auf den «Fall Briçonnet» fällt dabei von Italien her, indem Febvre, wie so oft in seinen Forschungen, das richtige komparatistische Fenster aufstößt, so daß man Briçonnet plötzlich als einen Verwandten der Männer vom Oratorium der göttlichen Liebe, als einen französischen Gian Matteo Giberti zu sehen bekommt. In diesem Zusammenhang mahnt dann Febvre gelegentlich: man solle doch endlich aufräumen mit den obsoleten konfessionellen Formeln von vorreformatorischen, reformatorischen und gegenreformatorischen Bewegungen und statt dessen besser von kirchlicher Erneuerung, Revolution und Revision reden.

Als ein Meister des Komparatismus erscheint Febvre in einer Gruppe von Aufsätzen, die Erasmus betreffen: die Erasmusbildnisse Renaudets, Huizingas, Bataillons werden da nebeneinandergestellt und jedes in seinem Sonderwert gedeutet. In der Gruppe dieser Texte findet man auch einen Aufsatz, der die Wendung vom «erasmischen Modernismus» beleuchtet, jenen Begriff, der den späten Erasmanern des heutigen Collège de France, Febvre, Renaudet, Bataillon, wie ein Familienmerkmal gemeinsam ist: «Du modernisme de Loisy à l'Erasmisme.»

Aus diesem Buch wären allerlei helvetische Kostbarkeiten zu notieren: ein Aufsatz über die Amerbach in Paris, ein anderer über Bullinger, einer über Calvin. Ein paar Skizzen zum 17. Jahrhundert machen den Schluß. Aber das Bild des unvergeßlichen Febvre, das aus dieser Sammlung noch einmal so frisch aufleuchtet, mahnt uns, eine lang zurückgestellte Pflicht einigen andern Forschern gegenüber zu erfüllen und an ihre Arbeiten zur Geschichte der Probleme im Bereich des 16. Jahrhunderts zu erinnern.

Während man bis vor zehn Jahren die Geschichte der Thesen und Studien zur Idee der Renaissance mühsam in den Zeitschriften der verschiedenen Länder und Disziplinen zusammensuchen mußte, besitzt man nun ein umfassendes Werk, das rasch berühmt geworden ist. WALLACE K. FERGUSON hat es 1948 als Frucht von zwanzigjähriger Arbeit publiziert: *The Renaissance in historical Thought. Five Centuries of Interpretation* (Houghton Mifflin Company, Boston, New York 1948, 429 S.). Schon zwei Jahre darauf erschien es in der Übersetzung von Jacques Marti, begleitet von einem Vorwort des verdienten Renaissance-Kenners der Sorbonne V.-L. Saulnier in Paris (*La Renaissance dans la pensée historique. Préface de V.-L. Saulnier, Payot, Paris 1950, 366 S.*). Man hatte Ferguson in Europa zuerst um 1933 kennen gelernt als Herausgeber eines Supplements zu den Werken des Erasmus (*Erasmi Opuscula*, den Haag 1933). Auch diese umfassende Geschichte der Renaissanceideen, die nun den Namen Fergusons rasch in alle Welt getragen hat, läßt noch eine erasmische Anregung erkennen: das Buch ist dem Andenken des bedeutenden amerikanischen Erasmus-Biographen Preserved Smith gewidmet. Der Verfasser hat inzwischen seine Lehrtätigkeit in New York mit einem Lehrstuhl in London-Ontario vertauscht und ist

im kanadischen Milieu gewiß willkommen als ein Mann von universaler Übersicht über die verschiedensten Sprachen, Literaturen, Forschungsgebiete. Sein Buch über die Renaissance stellt eine Art Literaturgeschichte in handbuchmäßiger Fülle und Zuverlässigkeit dar. Sie beginnt mit Kapiteln über die Renaissanceideen der Humanisten selbst, südlich und nördlich der Alpen, im 15. und 16. Jahrhundert, spricht dann von der Kristallisation des Begriffs bei den Enzyklopädisten und Polyhistoren des 17. und 18. Jahrhunderts, kommt später zu der Krisis der romantischen Diskussion im Zusammenhang mit der Wiederentdeckung des Mittelalters. Die Übersicht berücksichtigt gleichmäßig die italienische, französische, deutsche und englische Geistesgeschichte und erreicht Mitte und Höhepunkt in zwei Kapiteln, die den Namen Burckhardts tragen: «Burckhardt and the Formation of the Modern Concept» und «The Burckhardtian Tradition in the Interpretation of the Italian Renaissance». Die spätere Auseinandersetzung mit den Anschauungen Burckhardts gibt den Schlußkapiteln die Akzente des Pro und Contra. Ein elftes Kapitel spricht von der «Revolte der Mediävisten» und ihrer Deutung der Renaissance als einer Fortsetzung des Mittelalters. Vielleicht hätte man die Ideen Burckhardts noch etwas schärfer umschreiben, im einzelnen genauer analysieren und genetisch verfolgen können. Aber ich wüßte nicht, wo man den Gesamtkomplex der Renaissanceprobleme durch die Jahrhunderte hin so ruhig überschaut, so sicher geordnet, so besonnen beurteilt fände wie in diesem Werk. Es wird vermutlich lange ein unentbehrliches Orientierungsmittel bilden für jeden, der sich in den Urwald dieser Fragen vorwagt.

Während Ferguson sein Werk jahrzehntelanger Vorbereitung, Sammlung und Ordnung in der kühlen Atmosphäre amerikanischer Distanz vollenden konnte, arbeitete ein junger Niederländer, der frisch aus der Schule Huizingas und Romeins und aus der Gefangenschaft holländischer Kriegszeit nach Rom gekommen war, am selben Thema. Sein Ergebnis liegt vor in der Gestalt einer Amsterdamer Dissertation, die im selben Jahr erschien wie das Werk Fergusons in New York: H. SCHULTE NORDHOLT, *Het Beeld der Renaissance, Een historiografische Studie*. Die Buchausgabe eröffnet als Band I eine Reihe, die seither unter der Leitung J. M. Romeins kräftige Substanz gewonnen und zu lebhafter Diskussion Anlaß gegeben hat: die «Bibliotheek voor theoretische en Cultuurgeschiedenis van het Historisch Seminarium der Universiteit Amsterdam» (Querido Verlag, Amsterdam 1948, 333 S.). Das Buch Schulte Nordholts ist viel gedrängter als dasjenige Fergusons, weniger umfassend in der Verarbeitung der Literatur, aber lebhafter, leidenschaftlicher, erfüllt von einem frischen Erlebnis der Probleme in ihrer objektiven und in ihrer subjektiven Seite. Als Titelbild hat auch Schulte Nordholt das Bildnis Burckhardts nach der Zeichnung Hans Lendorffs gewählt. Aber die Ideen Nietzsches geistern vielleicht noch kräftiger in seinem Text als diejenigen Burckhardts. Und es kennzeichnet den bedeutenden jungen Verfasser, der inzwischen einen Lehrstuhl in Groningen

übernommen hat, daß ihm die kunsthistorischen Elemente seines Problems nicht weniger gegenwärtig sind als die allgemein-kulturhistorischen. Er hat sie aus formellen Gründen einstweilen beiseite gelassen. Vielleicht darf man von ihm die kunsthistorische Ergänzung seines Buches, die er bei der Ausarbeitung seiner «Proefschrift» in Aussicht genommen hat, immer noch erhoffen.

Dieses Anliegen ist freilich inzwischen mit scharfer Mikroskopie und interessanten Ergebnissen von belgischer Seite behandelt worden. HERMAN BAEYENS hat in einer Untersuchung, die umfangreicher als die Arbeiten Fergusons und Schulte Nordholts geraten ist, dieses speziellere Problem, das von beiden nur am Rand besprochen oder ganz ausgeschieden worden war, studiert: die kunsthistorische Begriffsbildung: *Begrip en Probleem van de Renaissance, Bijdrage tot de Geschiedenis van hun ontstaan en tot hun kunsthistorische omschrijving* (Leuven 1952, 489 S.). Bisher hatten die meisten Untersuchungen, die dem Werden der Renaissanceforschung gewidmet waren, dem kulturhistorischen Kernbegriff gegolten, wobei dann zuweilen etwas allzu selbstverständlich der kunsthistorische Parallelbegriff als analoge Begleitfigur verstanden worden war. Nur für das Gebiet der deutschsprachigen Literatur besaß man eine ausgezeichnete ältere Orientierung in der Arbeit von RUDOLF KAUFMANN, *Der Renaissancebegriff in der deutschen Kunstgeschichtschreibung* (Winterthur 1932). Herman Baeyens unternimmt es nun, dieses Sonderthema im allgemeineuropäischen Zusammenhang zu behandeln. Und es ist im Interesse der Diskussion nur zu begrüßen, daß er es von einem Standpunkt aus tut, der unverkennbar in der Gegend liegt, die Ferguson in seinem Schlußkapitel als die «Revolte der Mediävisten» beschrieben hat. Die Kritik an Burckhardt hat ihre Berechtigung und sollte nicht vergessen werden. Ein solches Buch wirkt der Gefahr entgegen, daß man aus lauter Ermüdung durch jahrzehntelange Diskussionen sich bei dem bequemen Standpunkt beruhigt, Burckhardt habe schließlich doch das klassische Werk geschaffen und man könne nach gewalteter Diskussion zu seinen Thesen zurückkehren. Dieser Meinung ist nun Baeyens gar nicht. Nachdem er seine Materialien geprüft, die Diskussion durchgeführt hat, kommt er — was Burckhardt betrifft — zu dem Schluß: «Jedenfalls verdient er den Verweis, daß er den historischen Zusammenhang offensichtlich ausgereut hat» («Alleszins echter verdient hij het verwijt, de historische samenhang klaarblijkelijk ontwricht te hebben», l. c., S. 148). Auch wenn man, wie der Schreiber dieser Zeilen, der Meinung ist, daß man bei einem so harten Spruch zum mindesten die darstellerischen, d. h. künstlerischen Notwendigkeiten nicht übersehen sollte, die Burckhardt zu der engen Fassung seines Bildrahmens veranlaßt haben, so daß sein Vorgehen wie eine Verleugnung der historischen Kontinuität wirken kann, so freut man sich doch über das helle Ohr des belgischen Kritikers, der sogar von seinem burckhardtfernen Standpunkt aus zuweilen stutzig wird und sich fragt: «Vielleicht haben Burckhardts Leser für absolute Wahrheit genommen, was in Burckhardts

eigenem Geist nur als einseitiger Aspekt der Renaissance aufgefaßt war; vielleicht muß man Burckhardts Einfluß von Burckhardts Meinung unterscheiden» (l. c., S. 142). Dieses kluge «Vielleicht» verwandelt sich in ein sehr zuversichtliches «Gewiß!», wenn man statt der Geigerschen Ausgaben und statt der französischen Übersetzung Schmitts den Originaltext ansieht, in dem Burckhardt — für viele vergeblich — die Warnung seines belgischen Kritikers selbst an die Stirn seines Buches geschrieben hat: «Auf dem weiten Meere, in welches wir uns hinauswagen, sind der möglichen Wege und Richtungen viele und leicht könnten dieselben Studien, welche für diese Arbeit gemacht wurden, unter den Händen eines andern nicht nur eine ganz andere Benützung und Behandlung erfahren, sondern auch zu wesentlich verschiedenen Schlüssen Anlaß geben...» Der zwanzigjährige Leser fühlt sich durch ein solches Bekenntnis verwirrt; aber der fünfzigjährige ist dafür dankbar. Nicht Burckhardt hat das Vorwort, dem diese Sätze angehören, fallen gelassen, sondern Ludwig Geiger hat es gestrichen. Er hat damit eine entscheidende Klausel preisgegeben; er hat jenen Simplifikationen und Mißverständnissen Tür und Tor geöffnet, die bis zum heutigen Tag das Bildnis Burckhardts bei den Fernerstehenden entstellen, insbesondere wenn man im Ausland glaubt, eine beliebige Ausgabe lesen zu dürfen. Zu diesen Mißverständnissen zählen wir die Vorstellung Baeyens', die von Burckhardt als einem «Waffenbruder Michelets» spricht (S. 138) und den alten Basler, der sich im stillen für eine solche Bruderschaft bedankt hätte, für einen geschworenen Freigeist hält, weil er nicht bei der Theologie seiner Jugend geblieben ist. Solche Verzeichnungen heben nicht auf, daß das Buch Baeyens' den Dank aller Verständigen verdient; über die ältere Vorgeschichte des Renaissancebegriffs erfährt man daraus viel Überraschendes, oft Übersehenes; es bildet die willkommenste Ergänzung zum Werk Fergusons, das Baeyens leider noch nicht bekannt war, als er seinen Text ausarbeitete.

Irgendeine Vollständigkeit der Übersicht über die neueste Literatur zur Geschichte des Renaissanceproblems in Zeitschriften und Kongreßberichten wird man von dieser Miscelle nicht erwarten. Ihre Absicht war es lediglich, auf ein paar bedeutende Hauptwerke hinzuweisen, die in viel umfassenderem Sinne, als es früher je geschehen ist, eine Übersicht ermöglichen und damit eine neue Situation für das Ganze der Diskussionen geschaffen haben.

Partielle Aspekte behandeln zwei Bücher, von denen hier nur noch die Titel genannt seien: CARLO ANGELERI hat das religiöse Problem der Renaissance auf Grund einer Bestandesaufnahme der Literatur, die im Anhang zu seinem Werk auf vierzig Seiten enggedruckter Bibliographie verzeichnet ist, zum Gegenstand einer klugen kritischen Analyse gemacht: *Il Problema Religioso del Rinascimento* (Firenze, Le Monnier, 1952, 221 S.). Zwei Jahre darauf erschien in London eine Monographie über die Auseinandersetzung der englischen Welt mit der italienischen Renaissance vom 16. Jahrhundert bis zur Gegenwart: J. R. HALE, *England and the Italian Renaissance* (London,

Faber and Faber, 1954, 216 S.). Ein Wort rückhaltlosen Staunens gebührt schließlich in diesem Zusammenhang dem Mut und auch dem Arbeitsergebnis eines jungen Holländers aus der Schule Romeins: J. H. J. VAN DER POT hat es gewagt, die gesamte reiche Flora von Periodisierungsideen auf dem Feld der Geschichte durchzuarbeiten und enzyklopädisch zu ordnen. Zu einem solchen Unternehmen brauchte es die hochgemute Stimmung der letzten Kriegs- und der ersten Nachkriegsjahre und darüber hinaus die holländische Zähigkeit, die in jenen Jahren gewachsen war. Trotz allen Bedenken, die man einem solchen Versuch entgegensetzen mochte, ist das Unwahrscheinliche in einem gewissen Sinne geglückt. Im Jahr 1951 durfte Van der Pot sein Ergebnis vorlegen in der Form eines Buches von 307 Seiten: *De Periodiseering der Geschiedenis, Een overzicht der theorieën* (Van Stockum en Zoon, 's-Gravenhage). Die Darstellung ist — in diesem Fall vernünftigerweise — keine chronologisch fortschreitende, sondern eine systematisch-morphologische. Sie scheidet diejenigen Periodisierungsformen, die sich nicht auf angebliche historische Gesetze stützen, von denen, die von historischen «Gesetzen» ausgehen. Die erstern nennt sie idiographische, die zweiten nomothetische Periodisierungen. Bei den idiographischen werden wiederum endokulturelle und exokulturelle Periodisierungen getrennt, d. h. solche, bei denen das Kriterium der Periodisierung *innerhalb* der Kultur und solche, bei denen es *außerhalb* der Kultur liegt. Zu den erstern rechnet der Verfasser die religiös begründeten Periodenbegriffe, und dann legt er los: das Gleichnis vom Weingarten, von dem her Origenes periodisiert, die sechs Schöpfungstage Augustins und Bedas, Natur, Gesetz und Gnade, Personen der Trinität und so weiter bis zu den zyklischen generationsmäßigen und isochronischen Periodisierungen der jüngsten Zeit durch ein halbes Hundert von Kapiteln und Unterabteilungen hindurch.

Man kann nur staunen. Niemand wird am Schluß der Lektüre wünschen, daß dieses Buch ungeschrieben geblieben wäre, denn man bekommt hier eine Gesamtansicht des historischen Denkens ins Blickfeld, die man in dieser Breite und Fülle noch nie vor Augen hatte. Und wieder denkt man an die Worte Burckhardts: «Auf dem weiten Meere, in welches wir uns hinauswagen, sind der möglichen Wege und Richtungen viele...» Eines leisen Grauens wird sich aber auch der Verfasser dieser Arbeit selbst nicht immer haben erwehren können; vielleicht hat er zuweilen gespürt, daß dieses Grauen nicht nur von der Überfülle der Aussichten herkam, sondern im grauen Wesen seines Themas lag. Periodisierungen und Epochenbegriffe sind lauter Gerüste, in denen der Baumeister erst bauen muß, damit historische Erkenntnis zutage trete. In den Begriffen selbst liegt sie nicht. Der Historiker hat auf diesem Gebiet nur das Unbrauchbare abzuwehren. Im Brauchbaren aber ist das Ziel seiner Wünsche noch nicht gegeben, sondern nur ein Weg, der dazu hinführen kann. So wünschbar begriffliche Klarheit in Problematik und Terminologie immer wieder erscheint, die andauernde Beschäftigung mit diesen Fragen schlosse eine ernste Gefahr in sich: die

Gefahr einer Selbstentfremdung des Historischen, d. h. einer Begriffsscholastik, die sich selbst mit dem historischen Wissen verwechselt. Am wehrlosesten fällt ihr immer wieder der Laie anheim, der Früchte in Händen zu halten meint, wo er mit bloßen Schalen betrogen wird. Das historische Sehen hat so kräftige Elemente nicht rationaler Art zur Voraussetzung, daß eine einzige gehaltvolle Quelle zuweilen mehr echte Einsicht in die Vergangenheit zu vermitteln vermag als ein logisch noch so perfektes Instrumentarium historiographischer Terminologie. Im Grunde bleibt auch für die differenziertesten Formen moderner historischer Wissenschaft noch etwas von dem alten Satz in Kraft: *Non ad probandum, sed ad narrandum historia scribitur.*